Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

Blatt für amtliche Kundgebungen des Zentral-Ausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich), des Luthervereins.

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Meuselwitz (S.-A.). Verlag: Arwed Strauch in Leipzig

Schriftleiter: Pfarrer D. Frd. Hochstetter, Berlin-Nordend, Post Berlin-Niederschönhausen [für das Deutsche Reich], Pfarrer Otto Riedel, Klosterneuburg (Niederösterreich) [für Oesterreich]. Zusendungen sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer D. Frd. Hochstetter, in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer Otto Riedel, für die Verwaltung (Bezug und Versand), sowie für Anzeigen und Beilagen an Arwed Strauch, Verlag in Leipzig, Hospitalstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich fürs Deutsche Reich, Deutsch-Oesterreich, Ungarn durch die Post Mk. 6.35, den Buchhandel Mk. 6.—, unter Streifband geradenwegs vom Verlagsort Mk. 7.20. Einzelne Folgen 100 Pfg.

Für die Schweiz Fr 3.17, für Belgien-Frankreich Fr 6.45, Italien Lire 7.1 Holland fl. 1.52, Dänemark Kr. 2.75, England 2 sh 8 pence, Vereinigte Staaten v. Amerika 54 cents, für das übrige Ausland Mk. 8.40 einschließlich Gebühr für unmittelbare Zusendung unter Band. Anzeigenpreis 80 Pfg. für die 4-gespaltene Kleinzeile. Stellengesuche und -Angebote 40 Pfg. Bei Wiederholungen Nachlaß laut Plan. Erteilte Aufträge können weder angehalten noch zurückgezogen werden. Für das Erscheinen der Anzeigen an bestimmten Tagen und bestimmten Plätzen wird keine Gewähr geleistet. Zurückweisung von Anzeigen, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor.

Postzeitungspreisliste fürs Deutsche Reich Seite 340, für Oesterreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim Postsparkassen-Amte in Wien Postscheckkonto Leipzig Nr. 53 050.

Nr. 31/32. Leipzig, 5. August 1921. 20. Jahrgang

Altes und Neues

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bauer? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten!"
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?"

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande,
im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Glutbuchstaben
einschreib' ich mein und meines Volkes Schande,
das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

Friedrich Rückert „Geharnischte Sonnette" (1814).

Der Zweck des Lebens

„Was das Leben für uns für einen Wert habe, wenn dieser bloß nach dem geschätzt wird, was man genießt, ist leicht zu entscheiden: er sinkt unter Null. Es bleibt also wohl nichts übrig als der Wert, den wir unserm Leben selbst geben durch das, was wir nicht allein tun, sondern so unabhängig von der Natur zweckmäßig tun, daß selbst die Existenz der Natur nur unter dieser Bedingung Zweck sein kann." (Immanuel Kant.)

Dies Wort des unsterblichen Denkers, das sein großer Jünger Schiller mit der edlen Forderung unterstreicht: „Wisset ein erhab'ner Sinn legt das Große in das Leben, doch er sucht es nicht darin", ist eine ernste Mahnung an unser Geschlecht, das sich leider weit, sehr weit von jener Sittlichkeit verirrt hat, die in dem Leben ein Darlehen, keine Gabe und in der rechten Führung des Lebens eine heilige Pflicht erkennt.

Gespannt blicken tausende und abertausende in den Strom der Zeit, der seine Fluten durch die Lande trägt und meinen, auf diesen Wogen müßte das Glück kommen. Aus Morgen und Abend wird Tag um Tag und immer unruhiger werden die Harrenden, denen die Weisheit fremd blieb, daß nicht was wir haben, sondern was wir sind, unser Glück und den Wert des Lebens ausmacht.

Die schalsten Genüsse, die armseligsten Zerstreuungen müssen herhalten, um die Zeit zu vertreiben, die man doch eigentlich halten müßte, oder um sie „totzuschlagen", wie ein trostlos-bezeichnender Ausdruck lautet — der Wert des Lebens sinkt unter Null. Angesichts der heillosen Oberflächlichkeit, die in den Tag hineinlebt und ihn unserm Herrgott stiehlt, erscheint ein Nietzsche, dieser Heros des Unglaubens, wie ein Buße predigender Prophet, der von allen edlen Seelen sagt: sie wollen nichts umsonst haben, am wenigsten das Leben, denn nur der Pöbel wolle umsonst leben, umsonst d. h. ohne Pflicht und ohne Rechenschaft.

Ohne unsern Wert, ohne die geistige und seelische Kraft des Lebenden bleibt das Leben ein Acker ohne Frucht, ein Garten ohne Blüten und verdient den düstern Ausspruch Heraklits: Leben ist Leben nur dem Namen nach, in der Tat ist es Tod. Das Leben könnte heiterer sein, wenn es ernster genommen würde. Wie schön spielt der Wind in Zweigen und Blättern des Baumes, der tief mit seinen Wurzeln in die Erde hinabreicht. Bewegung, Unruhe, Hast, die unserer Zeit gewiß nicht fehlen, sind noch lange kein Leben, denn auch die Maschine bewegt sich und trotzdem ist sie tot.

Leben ist nur Gelegenheit zum Leben, nicht das Leben selbst. Das Leben ist selbst ein kategorischer Imperativ, unabhängig von der Natur und zweckmäßig zu handeln, d. h. mit unsern Taten über die Natur hinauszugehen, nicht nur Lebewesen, sondern Strebewesen zu sein, deren Ziel ein höheres ist als Genuß. „Genießen macht gemein"; wer im Leben nicht mehr sieht, als die Gelegenheit, zu genießen, betrügt es um seinen Wert. „Tätig", sagt Goethe, „wird sich der Mensch selten verirren", der sich aber stets zerstreuen will, statt sich zu sammeln, bleibt seiner hohen Bestimmung meilenfern und alle Bemühungen trostlos verfahrene Zustände heilsam zu bessern sind so lange vergeblich, als die Menschen nicht lernen, mit der Reform bei sich zu beginnen, und ihre Gesinnung zu ändern. Da stehen wir mitten in christlichen Gedanken, mit denen Kants Wort feierlich zusammenklingt. Es ist ein Wort von der „Freiheit eines Christenmenschen", der über die Natur triumphiert, indem er sich Ziele setzt, die über der Natur liegen und die natürlichen Kräfte zwingt, ihnen zu dienen. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen" mahnt uns der Heiland. Wir sind göttlichen Geschlechts und deshalb vermögen wir „dem Augenblick Dauer zu verleihen", im Reiche der Zwangsläufigkeit die Fahne der Freiheit zu hissen, in die Welt des Todes wahres Leben zu tragen und uns neben dem natürlichen Leben des geistlichen Lebens zu erfreuen. Wie die

Worte der heiligen Schrift, Gott sei's geklagt, einem irrenden Geschlecht vielfach zur „unverständlichen Sprache Kanaans" geworden sind, ist freilich auch Kant ein Prediger in der Wüste geworden. Aber wir wissen, daß auch für diese ernsten Gedanken die Zeit kommen wird. Je früher die Einkehr, desto früher die Umkehr. Solange die Menschen die stillen Stunden und die „fruchtbare Dunkelheit" der Buße fliehen, flieht vor ihnen aller rechte, tätige Lebensgenuß — der Wert des Lebens sinkt unter Null. Erst wenn sie sich des göttlichen Adels wieder bewußt und von der Sehnsucht nach jener schimmernden Krone ergriffen werden, mit der Gott sein Ebenbild geschmückt hat, dann kann von innen heraus jene große Erneuerung erfolgen, die Welt und Leben mit köstlichem Inhalt erfüllt. „Unabhängig von der Natur", ihr Herr und Meister, das ist ein anderes Programm, als jene sklavische Bewunderung der Naturgesetze, die ganz vergißt, daß uns die „Dualität" angeboren ist, daß wir „Bürger zweier Welten sind" (Goethe) und mit Saulus sagen können und sagen sollen: „Unser Wandel ist im Himmel".

D. Dr. R. Zilchert-Prag.

Vom französischen Katholizismus

Am 27. Mai 1921 hat zum erstenmale seit der Trennung von Kirche und Staat ein französischer Botschafter beim Vatikan, Jonnart, sein Beglaubigungsschreiben beim Papst überreicht und die besten Wünsche der französischen Regierung ausgesprochen, die der Papst in freundlicher Weise erwiderte.

Damit ist der französische Kulturkampf abgebrochen. Der deutschen öffentlichen Meinung, namentlich im protestantischen Lager, gilt es als ausgemachte Tatsache, daß damit ein gewaltiger Erfolg des Vatikans erzielt worden sei. Überhaupt begegnet einem die Anschauung auf Schritt und Tritt, daß die katholische Kirche gegenwärtig in Frankreich einen ganz bedeutenden Machtzuwachs erlebe. An beiden Auffassungen darf und muß aber, so verbreitet sie auch sein mögen, die Sonde angelegt werden.

Man könnte wohl richtiger behaupten, die Wiederaufnahme der Beziehungen sei ein Erfolg des französischen Staates. Den Anlaß zum Streit zwischen Frankreich und dem Vatikan gab der Besuch des französischen Präsidenten beim König von Italien und die zornige Erklärung, die daraufhin Pius der 10. veröffentlichte. In diesem Stück hat Benedikt der 15. schon im vorigen Jahre nachgegeben, indem er erklärte, daß er gegen die Besuche katholischer Staatsoberhäupter beim italienischen Hofe künftig nichts mehr einzuwenden haben werde.

Aber selbstverständlich gab jener Besuch nur den äußeren Anlaß zum Bruche. Der eigentliche Grund war die französische kirchenfeindliche Gesetzgebung, die in jenen Tagen des Bruchs (Mai bis Juli 1904) teils schon verabschiedet, teils in ihren künftigen Grundlinien schon klar angedeutet vorlag. Man sollte meinen, die Vorbedingung der Wiederanknüpfung zwischen dem Vatikan und Frankreich wäre eine Aufhebung, zum wenigsten eine Milderung dieser Gesetzgebung gewesen; eine Zusage sie in milderem, versöhnlichem Geiste zu handhaben. Unsere Leser wissen (Wartburg 1920 S. 137ff., 1921 S. 57), daß das nicht der Fall ist.

Frankreich hat durch die Wahl seines ersten Botschafters beim Vatikan seine Absicht, an seiner kirchenpolitischen Gesetzgebung nicht rütteln zu lassen, kräftig und deutlich unterstrichen. Jonnart ist Vorsitzender der „Alliance republicaine et sociale", die sich im vergangenen Jahre in eine politische Partei umbildete. Das Blatt dieser Partei, Le Radical, schrieb anläßlich seiner Ernennung: „Die Laicität ist nicht in Gefahr. Was die lois laiques des Staates betrifft, so stehen diese nicht in Frage. Der entschiedene Republikaner Jonnart wird ihnen keinen Eintrag widerfahren lassen. In dem unter seinem Einfluß aufgestellten Programm der republikanisch-demokratischen und sozialen Partei liest man: Aufrechterhaltung der Gesetze über die Weltlichkeit und die Neutralität des Staates. Jonnart geht mit diesem Programm nach Rom. Wenn der Staat einen seiner bedeutendsten Politiker nach Rom schickt, dessen demokratische Überzeugung bekannt ist, vergibt er sich in nichts seiner Anschauung und des weiteren Kampfes für die Gewissensfreiheit!" Das Blatt spricht die Hoffnung aus, „es möge der gewandten Entschlossenheit Jonnarts gelingen, den katholischen Kult (!) dazu zu bewegen, sich dem vom Staat geschaffenen Werke der Weltlichkeit zu fügen." „La Foi Catholique" (161/162) das diese Ausführungen wiedergibt (wir entnehmen sie der D. Kath. Ztg. 28), ist dementsprechend über die Bestallung Jonnarts empört. Briand habe die Beziehungen mit dem Vatikan nur wieder aufgenommen, „um der Kirche zu schaden". Das Blatt fragt: „Ist die Entsendung Jonnarts an den Vatikan eine diplomatische oder eine freimaurerische?" Selbst gemäßigtere Blätter betrachten die Haltung Jonnarts in diesem Stück als selbstverständlich. Nach dem Matin (18. Mai 1921) ist sein Grundsatz „die Treue zu unserer weltlichen Gesetzgebung", nach dem „Temps" ist er der Auffassung, daß „alle Trennungsgesetze erhalten und beachtet werden müssen. (Mit dem „und beachtet" soll sogar der Erweichung ein Riegel vorgeschoben werden, die die kirchenpolitischen Gesetze des Staates auf dem Papierbestehen läßt, um sie im einzelnen Fall nach Belieben zu übersehen oder nicht). Das katholische Blatt hätte seine Anfrage an den Papst richten müssen, warum er diesen Botschafter als angenehm bezeichnet hat. Er wäre gewiß nicht so entgegenkommend gewesen, wenn ihm etwa Präsident Ebert Herrn Adolf Hoffmann aus Berlin zum Botschafter präsentiert hätte. Man war offenbar im Vatikan hoch beglückt, überhaupt wieder einen französischen Botschafter zu sehen, und dachte sich: das Übrige kommt später. Einen wunderbaren Erfolg des Vatikans bedeutet das aber keineswegs.

Weit bedeutungsvoller als dieser rein politische oder diplomatische Erfolg — soweit es ein Erfolg ist — wäre es, wenn im französischen Volksleben tatsächlich die Wiedergeburt der katholischen Frömmigkeit oder auch nur der katholischen Kirchlichkeit zu beobachten wäre, von der heute viel die Rede ist. Die wirklichen Sachkenner, gerade im katholischen Lager, urteilen anders. Ein unter dem Namen Argentinus schreibender, wohl im Elsaß ansässiger Mitarbeiter der Köln. Volkszeitung gibt in diesem Blatte (365, 15. Mai 1921) auf Grund amtlicher französischer Mitteilungen, besonders eines Aufsatzes des Bischofs Eyssautier zu La Rochelle in den Etudes, ein ganz anderes Bild. Namentlich schildert er den geradezu unglaublichen Priestermangel, der jede kirchliche Arbeit erschwere. Seit 1907 (dem Trennungsgesetz) habe der Pfarrklerus in ganz Frankreich eine Abnahme von 3109 Priestern zu verzeichnen. Der Nachwuchs in den Priesterseminarien habe sich schon vor dem Krieg auf die Hälfte vermindert. Während des Krieges seien von den (heeresdienstpflichtigen) Priestern und Priesteramtszöglingen 3000 Opfer des Krieges geworden; die älteren Priester seien währenddes dahingestorben, andere haben ihre Kräfte in verzehnfachter Arbeit verzehrt, neue wurden keine geweiht. Einzelzahlen vervollständigen das Bild: in der Diözese Lyon verlor der Klerus 57 Priester und 91 Seminaristen als

Kriegsopfer, der natürliche Abgang betrug 200; neugeweiht wurde keiner. Die Diözese La Rochelle verlor während des Krieges 83 Priester, davon 31 im Heeresdienst. Während der ganzen Zeit fand keine Neuweihe statt. In den letzten 30 Jahren hat sich der Klerus dieser Diözese um 131 Priester vermindert, augenblicklich sind 226 Pfarreien ohne Pfarrer. Unter den 338 amtierenden Geistlichen befinden sich 31 siebzigjährige und sechzigjährige. Dagegen wurden im letzten Dezember 3 Neupriester geweiht, im Laufe der nächsten 4 Jahre ist auf weitere 14 zu rechnen. Ähnliche schlechte Aussichten bezüglich des Nachwuchses bestehen so ziemlich überall.

Der Verfasser führte diese Notlage auf verschiedene Gründe zurück: die ärmlichen Zustände in den Seminarien, die schlechte äußere Lage des Klerus, den Militärdienst der Theologen (viele seien beim Waffenhandwerk geblieben). Die **Hauptursache** findet aber auch er in dem steten Rückgang des religiösen Lebens in Frankreich; er bezeichnet es als **bekannt** (doch dürfte die Tatsache in Deutschland nicht allgemein bekannt sein), daß sich dieser religiöse Tiefstand zurzeit weniger in den intellektuellen Kreisen und in den sog. besseren Ständen geltend macht als in den breiten Massen der Stadt- und Landbevölkerung. An die Opferwilligkeit der Katholiken werden große Anforderungen gestellt, in ganz gewöhnlichen Werktagsmessen z. B. dreimal abgesammelt, aber trotzdem reichen die Mittel nirgends aus (die Bildung der „Kultusvereinigungen", die ein gesetzlich geregeltes Beitragswesen ermöglicht hätten, hat der Starrsinn Pius des 10. vereitelt). Dazu komme die geistige Notlage des Klerus durch den fortgesetzten fast fruchtlosen Kampf gegen die religiöse Gleichgültigkeit und gegen die immer noch fortgesetzten Schikanierungen durch den Staat. Erst in jüngster Vergangenheit sei noch ein Bischof gepfändet, d. h. sein Mobiliar versteigert worden, weil er sich geweigert habe, eine Geldstrafe von 5 Franken für die unerlaubte Abhaltung einer Prozession zu zahlen; dabei habe man die Tür seiner Wohnung erbrochen. (Der Bischof scheint also einfach das Staatsgesetz nicht anzuerkennen; dann kann er sich freilich nicht wundern, wenn der Staat die Geltung eines eben vorläufig zu Recht bestehenden Gesetzes wahrt.)

Denselben Faden spinnt wieder in der Köln. Volkszeitung (376, 20. Mai 1921) **August Kast** weiter: Wir müssen endlich den Gedanken aus dem Sinn schlagen, als ob die Franzosen heute noch ein einheitlich katholisches Volk wären. Die günstigen Eindrücke, die die deutschen Kriegsteilnehmer von der französischen Kirchlichkeit gewonnen haben, haben eben nur in diesen Grenzgebieten ihre Geltung. Im großen Frankreich sei es ganz anders:

„Ein geistig hochstehender französischer Pfarrer sagte mir z. B., daß in der Diözese Rheims, zu der auch Laon, Charleville usw. gehören, mehr als 100 000 Ungetaufte wohnen, daß die Kathedrale meist nur von Fremden angestaunt, aber weniger zum Gottesdienst gebraucht wurde, weil zu wenig Leute zu einem solchen kämen. Fast in allen Landorten der Gegend gehen keine 5 Proz. der Männer zum Sonntagsgottesdienst oder zur Osterkommunion.

In den ersten Monaten nach Kriegsausbruch war es etwas besser geworden. Strohfeuer! Wenn man sich mit französischen Pfarrern besprach, kehrte bezüglich des religiösen Lebens der stete Refrain wieder: „Il s'abaisse toujours!" „Es wird noch immer weniger!" All dies gibt aber einen Schlüssel zu der nationalistischen und imperialistischen Politik, die jetzt in Frankreich getrieben wird.

Wenn jetzt in Frankreich der Klerus an Zahl zurückgeht, so ist das lediglich eine Anpassung an den tatsächlichen Stand des religiösen Lebens. In der Tat haben die noch vorhandenen Geistlichen auch so bei verminderter Zahl ungleich weniger zu tun als der Durchschnitt der deutschen Geistlichen."

Der Verfasser beruft sich auf das Zeugnis eines älteren, zur Jahrhundertwende, also schon geraume Zeit **vor** dem Trennungsgesetz geschriebenen Werkes von **L. Baunard**, Un Siecle de l'Eglise de France:

„Der französische Klerus ist geduldig; und er hat es nötig. Ich will hier gar nicht reden von all den Quälereien, Hetzereien und Verfolgungen, mit denen er im Laufe des Jahrhunderts bekämpft wurde. Das ist das allgemeine Los der Kirche. Aber wie traurig ist das besondere Los, das die Kirche im kleinen, die sich Pfarrei nennt, trifft, und den, der ihr Diener und Hirte ist! Eine hl. Messe — aber keine Besucher; ein Altar, aber — keine Kommunikanten; eine Kanzel, aber — keine Zuhörer; eine Schule, aber — kein Religionsunterricht, ein Singpult, aber — keine Sänger! Und dann: der Bürgermeister: ein Pfaffenfresser, der Lehrer: ein Freidenker; der reiche Bürger: ein Freimaurer; die Gleichgültigkeit der Überzahl, die Feindseligkeit der anderen! Und in einer solchen Umgebung muß der arme Pfarrer leben, isoliert, gänzlich vereinsamt, verschmäht, oft verfolgt. Seine Absichten werden mißkannt, sein Eifer zurückgestoßen, jeder Schritt überwacht! Schließlich, was das Schlimmste ist, als Folge davon: Religionslosigkeit, Gotteslästerung, sittliche Ausschweifung! Christus wird beleidigt, das Heidentum kommt wieder, die Pfarrei geht unter!

Man muß über diese tatsächliche Lage drei Viertel der Pfarrgeistlichen Frankreichs gehört haben, um zu verstehen, welchen Heldenmut, welche Geduld und welchen Glauben diese Märtyrer der Pflicht haben müssen."

Seither sei es noch viel schlimmer geworden; wenn sich auch die Zahl der Pfarrer bedeutend verringert habe, so sei damit noch lange nicht gesagt, daß die, die noch da seien, besonders viel zu tun haben. Zu einem Lazaristen, der in einem Dorfe acht Tage lang „Mission" halten sollte, habe der Pfarrer gesagt: Ich bin froh, wenn Sie wenigstens meinen Kirchenchor dazu bringen, daß er wieder einmal Ostern hält. In der Tat erreichte er, daß **zehn** Kirchensängerinnen nach langen Jahren wieder einmal zur Osterkommunion gingen. Das war aber auch der ganze Erfolg der achttägigen Mission!

Kast (und mit ihm Friedrich Ritter von Lama, der dieselben Dinge in der D. Kath. Ztg. 28 behandelt) gibt eine Hauptschuld dem Nationalismus im französischen Katholizismus, der an Stelle der Anbetung Gottes den Kult der Madame la France gesetzt habe. Wir glauben, daß hier andere Gründe von größerer Bedeutung sind, und daß der allerdings bis zum Blödsinn überhitzte Nationalismus nur ein (vergebliches) Mittel kirchlicher Kreise vorstellt, neuen Einfluß auf die Volksseele zu gewinnen. Der streng ultramontane Fr. von Lama empfindet es als wie Hohn wirkend, wenn vor kurzem die Unita cattolica (Florenz) schrieb: „Wenn einmal die Beziehungen Frankreichs mit dem heiligen Stuhle wieder angeknüpft sein werden, wird das religiöse Leben seinen Lauf nehmen und seine Kraft wiedererlangen; wir werden der katholischen Wiedergeburt eines großen Volkes beiwohnen, den neuen Eroberungen Christi, einer glänzenden Morgenröte des Ruhmes und Triumphes!"

Auch diese pessimistischen Stimmen mögen von einseitigem Standpunkt ausgehen, aber sie gehören jedenfalls

zur Vervollständigung des Bildes und bewahren uns vor der heute zur Mode gewordenen Überschätzung der Erfolge des Katholizismus. Hr.

Petrus auf den altchristlichen Grabmälern

(Schluß.)

In fast derselben Zahlenhöhe begegnet eine dritte Szene, die wie diese lange verkannt und noch heute nicht in allem einzelnen ihrer Abwandlungen geklärt ist, die man aber jedenfalls auch als Petrusszene anzusprechen hat. Wilpert nennt sie, wenn ich recht verstehe, die erste Gefangennahme des Apostels in Jerusalem (gegenüber der zweiten in Rom). Von anderer Seite wollte man in ihr den Apostel im Hofe des Hohenpriesters vorgeführt glauben, während er die Verleugnung ausspricht. Ich würde eher an Gefangennahme, an Flucht und an die Abführung zur Hinrichtung denken, je nachdem die einzelnen Variationen der Komposition das eine oder das andere Motiv nahe legen, überzeugt, daß keinesfalls die Gesamtheit der hier in Betracht kommenden Darstellungen bei aller formalen Verwandtschaft eine eindeutige Handlung wiedergibt. Dem einzelnen nachzugehen ist hier nicht der Ort; es muß der Fachzeitschrift überlassen bleiben. Dagegen will ich doch ausdrücklich betonen, daß die altchristliche Kunst niemals und nirgends die Kreuzigung des Petrus dargestellt hat. Wenn der Bericht der „Germania" das Gegenteil behauptet und angibt, daß auf den altchristlichen Denkmälern im Zusammenhange mit der Gefangennahme die Kreuzigungsszene des Petrus nicht fehle und der Parallelismus, die Gegenüberstellung des Kreuzestodes des Herrn und des Kreuzestodes seines Jüngers, auch in der altchristlichen Kunst zur Veranschaulichung gebracht sei, so ist das ein Irrtum, erklärbar wohl daraus, daß Petrus vielfach das Kreuz — es ist aber das gemmenbesetzte Golgathakreuz — schultert.

Was von der beflissenen Ausnützung der weiteren Szene der sog. Majestas domini, die etwa dreißig Mal dargestellt sein mag, für die Theorie vom Primate des Petrus zu halten ist, wurde schon beleuchtet bei der Auseinandersetzung über die Stellung der beiden Apostelfürsten zur Rechten und Linken des Herrn. Hier kommt aber noch ein anderes hinzu. Nämlich Wilpert läßt in dieser Komposition jene Szene von der sog. Übergabe des Gesetzes an Petrus durch den erhöhten Herrn" (traditio legis) aufleben, die man lange in ihr dargestellt glaubte, und er findet darin wieder „einen überzeugenden Ausdruck für die Idee des Primats Petri." Wir können in der Deutung Wilperts nur ein neues Beispiel finden für die Lebenskraft einmal eingefressener Irrtümer, die um so unausrottbarer sind, wenn sie im Dienste einer tendenziösen Lieblingsidee sich weiterfristen und fortgepflanzt werden. Denn nicht bloß hat — ich muß Namen nennen — Professor Ludwig von Sybel in Marburg in den letzten Jahren nicht einmal, sondern mehrfach es sich angelegen sein lassen, die alte Benennung unserer Figurengruppe als abgetan zu erweisen, sondern schon Professor Theodor Birt in Göttingen, früher gleichfalls in Marburg, der als erster das Richtige gesehen hat, in seinem aller Welt bekannten, bereits 1907 erschienenen Buche: „Die Buchrolle in der Kunst" mit Bezug auf unsere Komposition geschrieben (S. 323), daß in ihr an eine Überreichung des Buches an Petrus nicht zu denken ist; „denn man überreicht weder offene Rollen, noch überreicht man mit der (linken) Hand", und an einer anderen Stelle (S. 185) dargelegt, daß Petrus nicht das Buch empfängt, sondern daß er das offene Buch, d. i. die offene Buchrolle auffängt. „Nichts aber ist törichter", fährt Birt fort, „als in diesen Fällen — gemeint ist immer dieselbe Komposition — an eine Überreichung des Buches zu denken.... Nur darum, die sacra Charta vor Verletzung zu schützen, ist Petrus bemüht und verhindert, daß sie frei herabhängt". So existiert die Szene in dem Sinne, wie Wilpert sie in Anspruch nimmt, überhaupt nicht*). Petrus steht in ihr seiner Bedeutung nach durchaus zurück nicht nur gegen Christus, sondern auch gegen Paulus, und der Umstand, daß Petrus, indem er die Rollenfahne in seinem Gewande oder in einem Tuche behutsam auffängt, gleichsam als Schützer des heiligen Buches erscheint, macht seine Sache nicht besser, denn Birt weist ausdrücklich daraufhin, das es erst auf einer jüngeren, späteren Stufe der Darstellung aufgekommen sein kann, den Herrn das Abgerollte herabhängen und durch Petrus auffangen zu lassen. Die Vermutung liegt nahe genug, daß es nichts anderes als die wachsende Sorge um das Ansehen des Petrus war, ihn unbekümmert um die der Wirklichkeit widerstrebende Gestaltung des Motivs in die Handlung auffälliger eingreifen zu lassen und in unserer Komposition aus seiner Zurücksetzung zu erlösen.

Die seltenste, aber wenigstens für Wilpert auch die wertvollste Szene ist die letzte. Wir finden sie im ganzen neun Mal, fünf Mal auf gallischen, vier Mal auf römischen Sarkophagen. Sie zeigt in ihrer normalen Fassung einen am Fuße eines Ölbaumes nach links auf einem Felsblock sitzenden lesenden älteren Mann nebst zwei Soldaten, von denen der eine die Buchrolleanfassend oder auch mit dem Gestus des Erstauntseins (acclamatio) vor ihn tritt, der andere hinter ihm, einmal auch gegenüber, durch die Baumgabel mit dem Gestus des Erstauntseins lauscht. Über die Szene ist viel geschrieben und viel verhandelt worden. Sie war immer ein Rätsel für die Erklärer und sie ist es in gewissem Sinne noch. Aber in dem wesentlichsten ihrer Elemente, aus denen sie besteht, ist sie doch erkannt. Denn während früher für die Hauptfigur alle möglichen Namen vorgeschlagen waren — Jeremia, Abraham, Hiob, Moses, Esra, Daniel — oder auch der Verstorbene in ihr dargestellt sein sollte, weiß man jetzt: der lesende Mann ist Petrus. Wiederum ist es die unverkennbare beabsichtigte und sorgfältige Angleichung der Physiognomie des „Lesers" an den sonst wiedergegebenen Petrustypus, die diese Identifizierung unzweifelhaft sicher stellt. Ein deutscher katholischer Forscher, Joseph Wittig, hat sie vor 15 Jahren als erster ausgesprochen. Wilpert hat sie in seinem Vortrage mit Recht sich angeeignet. Um so seltsamer ist jedoch das, was er aus unserer Petrusszene macht. Sie bezeichnet ihm, nach Mitteilung des Germania-Berichtes, das Symbol Petri als des „Felsen", „das so gern von modernen (akatholischen) Theologen entwertet und verflüchtigt wird durch Leugnung der Echtheit von Matthäus 16,8" und sie ist ihm „ein katechesierender Greis, der" — ich muß die Stelle wörtlich hierhersetzen — „auf einem Steinblock sitzt und heilige Lehren nach einem Buch in der Hand vorträgt" und „von zwei römischen Soldaten verhaftet" wird. „Im Zusammenhange mit dem vorigen kann es nicht schwer sein, diese Darstellung

*) Dabei bleibt es, obwohl in drei von uns bekannten Fällen von Christus tatsächlich ein Buch überreicht wird. Sie finden sich aber merkwürdigerweise alle drei nur in Ravenna und zwar so, daß die geschlossene Rolle ein Mal dem zur Rechten Christi stehenden Petrus, zwei Mal aber dem zur Rechten Christi herantretenden Paulus übergeben wird. Es ist jedoch weiter zu beachten, daß es sich in dieser ravenatischen Spezialität um reichlich späte Schöpfungen handelt: dort um ein Stockrelief aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts, hier um zwei Sarkophage wesentlich jüngerer Entstehung.

als die zweite Gefangennahme Petri anzusehen, die in dem Augenblick erfolgt, da er das göttliche Gesetz erklärt". So viel Worte, man verzeihe: so viel Unsinn! Warum doch ist Wilpert nicht auch in der Deutung des Ganzen bei dem geblieben, was sein Mitpriester Wittig bereits gesagt! Oder aber wenn er dessen Deutung meinte ablehnen zu müssen, so ist jedenfalls die seine einfach aus der Luft gegriffen. Niemand vor ihm und außer ihm ist auf den Gedanken gekommen, es wäre eine Verhaftung dargestellt! Diese Idee liegt in unserer Szene so sehr außerhalb des Möglichen, daß sie schlechthin ausgeschlossen ist. Die Soldaten lauschen, sind gepackt, erstaunt, begeistert von dem, was der Apostel liest. Wenn einer einmal die Rolle anfaßt, so ist es ein Halten, nicht ein Wegnehmenwollen oder dergleichen, und wenn einmal der andere von rückwärts dem Apostel die Hand an die Schulter legt — es geschieht auf einem übrigens vergleichsweise späten Sarkophag, dessen Meister die „Lehrszene" in ihrem eigentlichen Sinn offenbar nicht mehr recht recht verstanden hat — so muß man doch fragen: kennt Wilpert in der altchristlichen Skulptur nicht Dutzende von Fällen, von Fällen verschiedener Art, wo eine Person, Mann oder Frau, ebenso oder aber, und das noch ganz anders fest, an den Armen gepackt wird, und ist doch nach Art des Gegenstandes eine „Verhaftung" gänzlich ausgeschlossen? Und wie soll es sich gar mit einer Verhaftung reimen, daß in einer der Darstellungen, der für Wilpert erlauchtesten von allen, ein Soldat dem Petrus huldigend zu Füßen liegt? Hat Wilpert das alles übersehen? Und was den Steinblock anlangt, auf dem Petrus sitzt und der eine Symbolisierung des Wortes Matth. 16,8: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, zugleich ein „Beleg" für die Echtheit dieses Wortes(!) sein soll, so kann man abermals nur sagen, daß davon gar keine Rede sein kann. Haben nicht auch Hiob, Maria, Gott Vater des öfteren, dieser sogar fast regelmäßig einen Steinblock zum Sitz? Sollte Wilpert auch das wiederum durchweg entgangen sein? Dabei will ich noch gar kein besonderes Gewicht darauf legen, daß Petrus selbst in der Reihe der „Lehrszenen" zwei Mal nicht auf einen Felsen, sondern auf einem Klappstuhl das eine, auf einer Korbkathedra das andere Mal sitzt; denn diese beiden Sarkophage — von ersterem ist es zuvor schon ausgesprochen — verraten nicht zuletzt mit dieser Einzelheit, in der sie von der Norm abgehen, daß sie als die spätesten Glieder der Reihe anzusprechen sind. Von dem „Beleg" unserer Szene für die „Echtheit" des berühmten Matthäus-Einschubes, von der „Beweiskraft" des Petrussitzes der Sarkophage (des 4. Jahrhunderts!) für sie will ich völlig schweigen.

Aber nun der Coup der Wilpertschen Darbietung, ihre eigentliche Sensation! Ich erwähnte soeben eine Darstellung der „Lehrszene", die sich dadurch von allen anderen abhebt, daß sie einen dritten Soldaten zu des Apostels Füßen niedergeworfen zeigt. Das ist aber nicht die einzige Bereicherung, die der Sarkophag in Arles, um den es sich handelt, unserer Bildgruppe verliehen. Es gesellt ihr noch eine andere Figur bei, die an dem Vorgange sich beteiligt; es ist keine Geringere als Christus selbst! Die leicht geöffnete Schriftrolle in der Linken haltend, die Rechte sprechend erhoben, naht er von links in eigentümlicher Zurückhaltung, aber doch deutlich dem lesenden Petrus zugewendet. Hier haben wir es: Petrus, doziert Wilpert, trägt vor; was er vorträgt, ist von dem Steinmetz durch ein auf die geöffnete Rolle geschriebenes Christusmonogramm ausdrücklich als „das neue Gesetz" bezeichnet; Christus steht „dem Apostel im Lehramt zur Seite"; „wenn aber", folgert Wilpert, „Christus der Beistand Petri im Lehramt ist, dann ist seine Lehre unfehlbar, dann ist unfehlbar die Lehre aller derer, die Erben der Cathedra Petri werden. Das Alter des Denkmals wird bestimmt in die Mitte des 4. Jahrhunderts angesetzt, und so stellt wohl dieser arleatische Steinsarg den ältesten christlichen Monumentalbeweis der päpstlichen Unfehlbarkeitslehre dar."

Was ist die Wirklichkeit? Zunächst ist die Datierung des Monumentes in die Mitte des 4. Jahrhunderts keineswegs so bestimmt, wie Wilpert es behauptet; wer archäologisch-ikonographische Dinge zu achten weiß, der wird vielmehr, von allem andern abgesehen, allein schon daraus, daß unsere Darstellung die erweitertste von allen ist, die wir kennen, den Schluß ziehen, daß der Sarg, den sie schmückt, eher an den Ausgang als in die Mitte des 4. Jahrhunderts gehört und, wenn wir überdies das Ganze seines Reliefwerkes überschauen, sehr wohl sogar noch in den Anfang des 5. Jahrhunderts gesetzt werden könnte.

Das Entscheidende ist jedoch die Frage nach dem Gegenständlichen der Szene überhaupt und ihrer Darstellung auf dem arleatischen Sarkophag im besonderen. Wir haben, darüber lassen die Bildhauer der normalen Form uns keinen Augenblick im Unklaren, den Apostel vor uns an bestimmter Örtlichkeit in ganz bestimmter Situation. Die Örtlichkeit ist bezeichnet durch den Fels und durch den ihn überschattenden Ölbaum, unter dem Petrus sitzt und der, mit einer einzigen Ausnahme in einer der beiden spätesten Darstellungen, nie fehlt, in den besten Darstellungen sogar noch einen zweiten Baum zum Gegenstück hat. Wir befinden uns mithin in freier, wahrscheinlich bergiger Landschaft. Hier liest der Apostel aus dem „Buche", Soldaten sind um ihn, hören zu und werden von dem Vorgetragenen ergriffen bis zur Begeisterung, wir dürfen vielleicht sagen: bis zur sofortigen Bekehrung. Daß der Apostel den Soldaten zur Bewachung anvertraut sei, sich also in Gefangenschaft unter ihnen befinde, besagt ihre Anwesenheit an sich nicht, und irgend ein Anzeichen für diese Voraussetzung liegt in dem Reliefwerk nicht vor; die Möglichkeit soll nicht bestritten werden, da die Gegenwart der Soldaten immerhin diese Möglichkeit vermuten läßt.

Die hier umschriebene, von den Denkmälern geschilderte Situation des Petrus mit irgend einer Episode seines Lebens nach dem Neuen Testamente in Übereinstimmung oder in Beziehung zu bringen ist uns nicht möglich. Also handelt es sich um eine Episode seines apokryphen Lebens. Soll ich aber in der uns zugänglichen apokryphen Petrus-Literatur die Stelle zeigen, die von ihr berichtet, so bin ich auch dazu außer Stande. Die gesamte bis jetzt uns erschlossene altchristliche apokryphe Petrus-Literatur kennt keinen Vorgang, der auf das in den Sarkophagen geschilderte Erlebnis des Apostels paßte. Das beweist aber nicht, daß es eine entsprechende Petrusgeschichte nicht gab. Vielmehr muß es, das bezeugen die Monumente unwiderleglich, eine solche Geschichte gegeben haben und sie sagen zugleich, wie sie etwa lautete. Wenn die schriftlichen Quellen sie uns vorenthalten, so ist das ein neuer und heller Beweis dafür, daß wir das Ganze der apokryphen Petrus-Literatur, wie sie einst im Umlauf war, nicht haben. Für die beiden Besonderheiten aber gerade des arleatischen Sarkophages, der Wilperts Phantasie zu ihrem kühnsten Hochfluge veranlaßt hat, geben uns die apokryphen Petrustexte schon jetzt die volle Aufklärung. Wer sie liest, dem wird es dutzendfach begegnen, daß die Gläubigen vor dem Apostel „göttliche" Verehrung erweisend niederfallen, und wer sie liest, wird

außerdem, man möchte fast sagen, auf jeder dritten Seite von einer Christusvision hören können, die dem Apostel zuteil geworden; ja selbst die Darreichung eines Buches, aus dem Petrus die Worte abliest, die er zu den sein Kreuz umstehenden Freunden redet, durch den himmlischen Christus wird er als wunderbare, aber wie alles vom wundergläubigen Volke einst gläubig hingenommene Begebenheit berichtet finden. Solche Christusvisionen sind jedoch, wie ich hinzufügen will, keineswegs etwa eine ausschließliche Vergünstigung des Apostels Petrus, sondern sie gehören, wie man gesagt hat, zum Repertoire aller altchristlichen Apostelromane, des Paulus ebenso wie des Johannes, und des Matthäus ebenso wie des Philippus. Was der Bildhauer des arleatischen Marmorsarges oder der Schöpfer seiner Vorlage aber dutzendfach in den Petruslegenden lesen konnte und gelesen oder sonstwie zur Kenntnis erhalten hat, was aller Wahrscheinlichkeit nach insbesondere auch im Zusammenhange und im Rahmen der Einzelgeschichte erzählt war, die uns beschäftigt, das hat er auch gemeißelt; so ist der „Hündelnde" der Soldaten und so ist die Figur Christi in unsere „Lehrszene" gekommen.

Wir sind am Schluß. Ich wiederhole noch einmal, wie sehr wir Wilpert um seiner einzigartigen Publikationsarbeit willen auf dem Gebiete der römischen christlichen Archäologie zu schätzen haben. Angesichts dessen aber, was er jüngst über die Petrusdarstellungen auf altchristlichen Gräbern, wenn man dem Auszuge aus seinem Vortrage glauben darf, ausgeführt hat, kann ich ihm nach allem den Vorwurf nicht ersparen, daß er seines Gelehrtenamtes schlecht gewaltet hat. Als junger Mann, vor 32 Jahren, hat Wilpert ein Buch veröffentlicht über „Prinzipienfragen der christlichen Archäologie"; er ist darin beißend scharf mit einigen protestantischen Forschern ins Gericht gegangen, die nach seiner damaligen Überzeugung sich arge Blößen in ihrem Verständnis der altchristlichen Denkmälerwelt hatten zu schulden kommen lassen. Heute fällt Wilpert selbst unter dieses Gericht. Denn gewisse „Prinzipien", gewisse Axiome der archäologischen Forschung dürfen auch von ihm nicht ungeahndet verletzt werden. Man muß historische Dinge historisch nehmen. Man darf in die Denkmäler nicht eigne Wünsche und Fündlein hineinlesen und ihnen nichts unterschieben, sondern muß sie selbst das Ihre sagen lassen. Der christliche Archäologe sollte wissen, daß die frühchristliche Kunst nicht Dogmen illustriert, sondern Einzelgeschichten aneinanderreiht, mit denen ihre Zeitgenossen dann freilich ihren besonderen Sinn verknüpften. Und er darf, will er die Alten in dem, was sie meinten, verstehen, kein homo unius libri sein, mag dieses Buch auch so heilig sein wie die Bibel und so ehrwürdig wie das Brevier. Diese Dinge gehören zum ABC des christlichen Archäologen. Vergißt er dies, so streut er sich und seinen Hörern Sand in die Augen und schädigt seinen Namen. Wer aber als Autorität wie Wilpert wider solche Fundamentalien verstößt oder wer wie er als Archäologe redet und dabei die Archäologie dem Kirchenmann opfert, der sündigt wider den heiligen Geist der christlichen Altertumskunde. Und auch von dieser Sünde gilt so etwas wie, daß sie unverantwortlich und unverzeihlich ist. Denn sie diskreditiert die Wissenschaft und sie schadet der Kirche.

Mit meinem Briefe bin ich nun doch, sehr verehrter Herr Pfarrer, etwas länger geworden als ich dachte. Ich hoffe, daß Ihnen die Sorge um seinen Abdruck keine zu große sein wird. Ich mußte ja wohl nicht bloß kurz, sondern ich wollte für Ihren Leserkreis auch einigermaßen verständlich sein.

In größter Hochachtung Ihr sehr ergebener

D. Dr. Georg Stuhlfauth,
Professor der Theologie an der Universität Berlin.

Aus Welt und Zeit

Der Deutsche hat früher sehr rasch und sehr gerne in die Tasche gegriffen, wenn man absammeln ging. Versteht sich: es mußte für recht ferneliegende Völker sein. Notstände in der Heimat, Sorgen und Anliegen des Deutschtums in Österreich — da floß nur ein dünnes Bächlein. Aber eine Hungersnot in Indien, ein Erdbeben in Italien, eine Feuersbrunst in Norwegen — da strömten die Gaben. Als seinerzeit bei einem großen Feste in Paris eine Feuersbrunst ausbrach und die rücksichtslosen Herren der Schöpfung (lauter „ritterliche" Franzosen) die Damen niedertrampelten, um sich selbst zu retten, mußte natürlich bei uns für die Hinterbliebenen gesammelt werden. Zum Dank hat Indien im Krieg seine Gurkhas gegen uns geschickt, Italien uns die Treue gebrochen, Norwegen — na ja, wahre Dankbarkeit war das auch nicht. Man sollte meinen, nach diesen und vielen anderen schönen Erfahrungen sei es uns vergangen, unsere Wohltaten der Fremde nachzutragen. Der Engländer hat einen Leitspruch: Charity begins at home. Nächstenliebe fängt zu Hause an. Aber wir haben einen noch handfesteren Grund. Wir sind selbst bettelarm geworden; ärmer als es die meisten von uns selbst ahnen. Wir müssen im Blick auf das Elend hunderttausender von Kindern selbst die Wohltaten des Auslandes annehmen, auch wenn (wie z. B. jüngst in einem Rundschreiben der gewiß verdienstvollen Quäker) mit diesen Wohltaten eine unerträgliche Begönnerung und Bevormundung, Schnüffelei und Züchtung von Gesinnungslumperei verbunden ist. Wir haben nichts mehr übrig. Als im Jahre 1920 in ganz engem Kreise von Gesinnungsgenossen für die Unterbringung einer beschränkten Anzahl deutschösterreichischer Kinder geworben wurde, hob eine unserer ersten Größen alsbald warnend den Zeigefinger in die Höhe: Was wohl das Ausland sagen werde, wenn wir, die wir selbst fremde Wohltaten annehmen und für unsere Kinder um Unterkunft in der Fremde betteln müssen, fremde Kinder bei uns aufnehmen würden.

Das war im vorigen Jahre. Heuer war einmal zu lesen — man wünscht, es möchte nicht wahr sein — die deutschen Gewerkschaften haben 2 Millionen für die streikenden englischen Bergarbeiter gewidmet. Und jetzt geht wieder der Klingelbeutel für Rußland um.

Es ist wahr: Der Gedanke, daß neben uns ein Volk Hungers stirbt, ist erschütternd, ist entsetzlich. Es klingt so selbstverständlich: Brich dem Hungernden Dein Brot. Aber wir dürfen zwei Fragen nicht übersehen. Die eine heißt: Können wir Rußland helfen? Hier handelt sichs nicht um ein paar Millionen Menschen. Hier ist ein Hundertmillionenvolk, in Grund und Boden regiert von einer Handvoll Menschen, Fanatikern oder Verbrechern, die das Kunststück fertig gebracht haben, durch ihren sozialistischen Wahnsinn alle Produktion zu vernichten. Haben wir Brot und Mehl übrig? Haben wir, deren ganzes Vermögen für Jahrzehnte hinaus der Entente verfallen ist, Geld übrig? Und unsere Markscheine können auch die Russen nicht genießen. Wer könnte in einem Lande, dessen Transportwesen völlig zerrüttet ist, dafür bürgen, daß die etwaigen Liebesgaben wirklich an Ort und Stelle kämen? Daß sie nicht nur von den 600 000 bewaffneten Werkzeugen und Nutznießern des russischen Umsturzes, die bis heute nie gehungert haben, verzehrt würden? Wer glaubt im Ernste, daß die Wolga-Deutschen etwas von ihnen zu sehen bekämen?

Und die zweite Frage: Haben wir ein Recht dazu, unseren Kindern, unseren Armen etwas zu entziehen? Hun-

derte, Tausende von christlichen Liebeswerken stehen am Rande des Unterganges. Deutscher: hier hilf! Das ist die Pflicht des Tages!

30. 7. 1921. Hr.

Wochenschau

Deutsches Reich

Katholische Weltanschauungsprofessuren. Ende 1920 hat das Zentrum in Preußen einen Landtagsbeschluß durchgebracht, nach dem die Regierung an den Universitäten, die keine theologischen Fakultäten besitzen besondere Lehraufträge für Philosophie, Weltanschauung, Religionswissenschaft u. dgl. innerhalb der philosophischen Fakultäten erteilen soll. Nach diesem Beschluß, der trotz seiner scheinbar paritätischen Form nach Lage der Verhältnisse nur der katholischen Seite zugut kommt, ist bereits in Königsberg verfahren worden. Der Marburger Professor Horst Stephan untersucht jetzt in der „Christl. Welt" (25) die Fragen, die sich aus diesem Vorgehen ergeben, besonders unter dem „Gesichtspunkt der deutschen Universität".

Stephan stellt fest, daß die nichttheologischen Studenten der Universitäten sich heute allgemein für Weltanschauungsfragen wesentlich an philosophische Vorlesungen halten. Die katholischen Professuren zielen darum auf die allgemeinen Professuren für Philosophie und Religionswissenschaft. „Sie sollen deren Saat, soweit sie den Katholizismus stören könnte, zertreten und es vielleicht sogar den katholischen Studenten ermöglichen, die Vorlesungen nichtkatholischer Dozenten über so gefährliche Dinge zu meiden." Das „Nebeneinander", das dadurch entsteht, ist deutlich. Hier die freie Forschung, „der Student hat die Gewißheit, die Stimme der Wissenschaft in möglichster Reinheit zu hören". Dort die Stimme der katholischen Kirche, ein spezifisch katholischer Professor, „durch sein Dogma und überdies durch starke kirchliche Aufsicht gebunden; seine Lehrtätigkeit jeden Tag lahmzulegen durch Entziehung der Messia canonicä". Die Folge wäre leicht gegenseitige Bekämpfung der Weltanschauung auf den Kathedern, und zwar unter Überwachung der akademischen Vertretung durch die jeweilige Weltanschauungsorganisation. Dies Schicksal der Philosophie könnte allmählich auch den Professuren für Pädagogik, Geschichte, Soziologie u. a. blühen. Stephan lehnt darum die Errichtung der katholischen Spezialprofessuren a limine vom Standpunkt der auf dem Boden des deutschen Idealismus erwachsenen Universität ab. Auch die Parität ist durch den Vorstoß bedroht. Die katholische Kirche würde vom Staat staatliche Einrichtungen innerhalb der philosophischen Fakultäten zur Verfügung gestellt erhalten, um katholische Studenten der philosophischen und anderen Fakultäten im Bann der Kirche festzuhalten; der Staat würde also der katholischen Kirche Mittel bereitstellen für ihre Propaganda. Wo bleibt der Protestantismus? Seine Gegenrechnung wäre: daß der Katholizismus da, wo er durch das Zentrum nichtpreußische Regierungen in Deutschland beherrscht, seinerseits evangelische Weltanschauungsprofessuren schaffte, also in München, Würzburg, Freiburg. Um der Gerechtigkeit willen müßte überhaupt den evangelischen Theologen die Möglichkeit gegeben werden, etwa durch Lehraufträge, nun auch ihrerseits allgemeine Weltanschauungsvorlesungen überall in der philosophischen Fakultät zu halten.

Prof. Stephan schließt seinen Artikel mit folgenden warnenden Sätzen: „Der deutsche Protestantismus hat in den letzten Jahren vieles ertragen. Er hat es hingenommen, weil er die Zerrissenheit des Vaterlandes nicht durch religiöse Kämpfe steigern wollte. Aber auch seine Geduld hat ein Ende. Die Religion hüte sich, sie durch weitere Begünstigung des Katholizismus noch stärker auf die Probe zu stellen. Das durch die Gegenreformation dem Protestantismus eingehämmerte Mißtrauen ist keineswegs tot, sondern es glimmt mit verhaltener Glut und könnte Flammen schlagen, ehe die Regierung es denkt. Vielleicht ist die vorliegende Gelegenheit sogar besonders günstig dafür. Denn der Angriff auf die deutsche Universität ruft nicht nur das evangelische Christentum, sondern die gesamte deutsche Geistesbildung in die Schranken. Will die Regierung auch diesen Kampf entfesseln?"

Österreich

Die jüngste Veranstaltung der Ortsgruppe Wien des Evangelischen Bundes, die Vortragsreihe „Vier Jahrhunderte Protestantismus in Wien", galt dem Gedenken der 400. Wiederkehr des Tages von Worms und bewies von neuem, daß die Vereinigung allen Ernstes und mit ehrlichem Eifer bestrebt ist, in den weitesten Kreisen evangelisches Denken und Fühlen zu beleben und zu vertiefen. Wie sehr haben doch die am 4. 6., 13. und 14. April in der Stadtkirche A. B. abgehaltenen Vorträge dazu beigetragen, die Herzen für die Geschichte und die Geschicke des „Häuflein klein" der Wiener Evangelischen zu erwärmen! Pfarrer J. Beck sprach über „Die Reformation in Wien". Er geleitete die Zuhörer aus den Tagen des Entstehens, Grünens und Blühens reformatorischer Regungen in Wien bis in den glückverheißenden Hochsommer unter Maximilian dem 2. Direktor Franz Müller weckte tiefe Ergriffenheit, als er Bild um Bild aus dem mit Blut und Tränen geschriebenen Abschnitte österreichischer Geschichte, der „Gegenreformation in Wien", an den Augen vorbeiziehen ließ. Pfarrer E. Wolf führte in erschöpfender Weise die „Toleranzzeit in Wien" vor und gelangte bis in die Zeit der großen Verfassungskämpfe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Den Schlußstein legte Lehrer A. Kirchert. Er behandelte die „Neuere Zeit" und beleuchtete in seinen ausgezeichneten Darbietungen in der seit 1848 verflossenen Zeit alle bemerkenswerten Ereignisse und Persönlichkeiten; er stellte auch noch die Entwicklung der Kirchenverfassung sowie die die Gemeinde zur Stunde lebhaft bewegenden Fragen (Teilung der Gemeinde) ins Licht. — Mit Recht darf sich die Ortsgruppe Wien des Evangelischen Bundes auch diesmal eines vollen Gelingens ihrer zeitgemäßen Veranstaltung rühmen. Nur die innige Vertrautheit mit der Geschichte unserer Kirche und Gemeinde weckt und erhält die Liebe und Treue zum Bekenntnis und vertieft das Verständnis für alles, was in Freud und Leid dem Gemeinwesen nottut.

Die vor Kurzem neugegründete Ortsgruppe Spittal a. d. Drau zählt schon 110 Mitglieder.

„An alle deutschen katholischen Priester" wendet sich ein im Grazer „Michel" (27) veröffentlichter, von einem „Ausschuß deutscher katholischer Priester" unterzeichneter Aufruf: „Daß die deutsche katholische Priesterschaft unfrei ist, daß sie nicht so denken und sprechen darf wie sie es oft möchte, daß sie ganz und gar beherrscht ist vom Hochklerus, weiß Priester und Laie. Deutsche Priester, die ihr mit nachfolgenden Grundsätzen einverstanden sind, sendet eure An-

schrift verschlossen mit der Aufschrift „Deutschkatholisch" an die Verwaltung dieses Blattes, welche dieselben ungeöffnet an den Ausschuß deutschkatholisch denkender Priester weitersenden wird. Letztere verpflichtet sich ehrenwörtlich, von den Namen keinen Gebrauch zu machen; er will sich bloß vergewissern, wie hoch der Hundertsatz der Priester ist, die einen Versuch, die Macht des Hochklerus zu brechen, nicht stören würden. Die Grundsätze lauten: 1. Einführung der deutschen Kirchensprache mit Ausnahme der Sakramentsformeln. 2. Bestellung einer vom Klerus freigewählten Vertretung in einer jeden Diözese, die die Besetzung aller Stellen und die Bestimmung der Strafen bei Vergehen gegen die Standesehre vorzunehmen hätte. 3. Aufbesserung der kleinen Benefizien aus dem Überfluß der großen. 4. Freies Organisationsrecht für die Priesterschaft."

Solange die Anreger noch mit geschlossenem Visier auftreten zu müssen glauben, darf auch ihrem Unternehmen noch keine besondere Bedeutung zugemessen werden. Immerhin ist es ein Zeichen der Zeit, das auch nicht unterschätzt werden darf.

Folge 33/34 wird zum 19. August ausgegeben.

Inhalt: Altes und Neues. Von Friedrich Rückert. — Der Zweck des Lebens. Von D. Dr. R. Zilchert. — Vom französischen Katholizismus. Von Hr. — Petrus auf den altchristlichen Grabmälern (Schluß). Von Prof. D. Dr. Stuhlfauth. — Aus Welt und Zeit. Von Hr. — Wochenschau. — Bücherschau.

MELDUNGEN

für die Arbeit in den deutsch-evangelischen Gemeinden Österreichs und der Tschechoslovakei sind noch immer dringend erwünscht. Viele Pfarrer- und Vikarsstellen sind noch unbesetzt. Junge deutsche Theologen mit akademischer Bildung, die sich auf einige Jahre in den Dienst der Diaspora stellen wollen, werden gebeten, sich an mich zu wenden.

Altenburg

Der Zentralausschuß zur Förderung der evangelischen Kirche in Österreich
D. Eckardt, Konsistorialrat.

Wußten Sie schon, daß es einen

„Bund für deutsche Schrift"

gibt? Seine Geschäftsstelle befindet sich in **Berlin-Steglitz**, Belfortstraße 13.

Mindestjahresbeitrag 2.— Mk.

Postscheckrechnung Berlin NW 7. Nr. 38752.

Werden Sie Mitglied!

Unentbehrliche Hilfsmittel

im Kampf gegen das Fremdwortunwesen sind die

Verdeutschungsbücher

des Allgem. Deutschen Sprachvereins

1. **Die Speisekarte** 0.80 M.; 2. **Der Handel** 1 M., geb. 1.40 M.; 3. **Unsere Umgangssprache** 1 M., geb. 1.40 M.; 4. **Deutsches Namenbüchlein** 0.80 M., geb. 1.20 M.; 5. **Die Amtssprache** 1 M., geb. 1.40 M.; 6. **Das Berg- und Hüttenwesen** 0.60 M.; 7. **Die Schule** 0.80 M., geb. 1.20 M.; 8. **Die Heilkunde** 1 M., geb. 1.40 M.; 9. **Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz** 0.60 M., geb. 1 M.; 10. **Sport und Spiel** 0.80 M., geb. 1.20 M.; 11. **Das Versicherungswesen** 1 M., geb. 1.40 M.; 12. **Das deutsche Buchgewerbe** 1.20 M. Zu diesen Preisen kommt ein Teuerungszuschl. v. 40%

Jeder Deutsche trete dem Deutschen Sprachverein als Mitglied bei, entweder einem seiner Zweigvereine oder — als unmittelbares Mitglied — dem Hauptverein durch Einzahlung von 10.— M. mit Zahlkarte Nr. 20794 „An den Allgem. Deutschen Sprachverein in Berlin W 30 beim Postscheckamt in Berlin NW 7." Jedem Mitglied wird die monatlich erscheinende Zeitschrift des Vereins unentgeltlich und postfrei zugesandt.

Die Stelle eines **Vikars** in

Wiener Neustadt

ist neu zu besetzen. Anfragen und Bewerbungen sind zu richten an

Pfarrer Matthaei

Wiener Neustadt, (Nieder-Österr.)
Bismarckring.

Lichtbilder-Abende

Man verlange Verzeichnis von
Arwed Strauch, Leipzig,
Hospitalstrasse 25.

Wetterfeste

Rostschutzfarbe

— streichfertig u. schnelltrocknend — als **Glockenstuhl-, Geländer-** u. dergl.-Anstrich äußerst vorteilhaft im Preis und Haltbarkeit.

Arthur Häfner, Chemnitz,
Zschopaustr. 48. Fernspr. 4356

Auf jeden Nähtisch

gehört mein patent. Handweb- und Kunststopfapparat „Heinzelmännchen". Zerrissene Strümpfe, Wäsche usw. wird ohne Nähmaschine durch wenige kinderleichte Handgriffe wie neu gewebt ausgebessert. Der Apparat kostet mit aufgemachter Probearbeit und genauer Anleitung nur Mk. 16.— franko. Als praktisches Geschenk zum Geburtstag, Hochzeit usw. für alle Mädchen, aber auch jeder Hausfrau sehr zu empfehlen.

Wolfgang Prée,
Landshut (Bayern).
Postscheckkonto München 19234.

Erntedankfest.

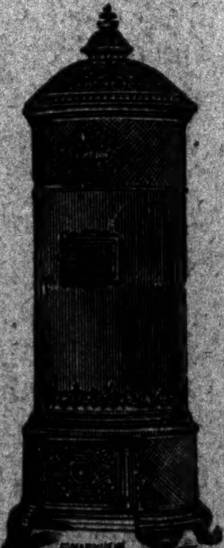
Für Erntefeste eignen sich vortrefflich Aufführungen aus der

Jugend- u. Volksbühne.

Empfohlen seien:
Heft 52 (Das Erntefestspiel), Heft 59 (Acker und Ähren), Heft 237 (Erntefest). Heft 348 (Die Regentrude), Heft 354 (Ruth, Ein biblisches Spiel zum Erntefest), Heft 369 (Erdsegen. Ein Spiel zum Erntetag oder Johannistag), Heft 406 (Drei kleine Sommerspiele) u. s. w. u. s. w.
Auswahlsendungen überallhin.
Arwed Strauch Leipzig.

Kirchenöfen, Schulöfen

D. R. P.



Monatelang auf Probe!

E. Henn, Ofenfabr., Kaiserslautern.

Das Glockenweihelied: „Gott lob, nun holten wir sie ein"

(Probetext unberechnet) ist in 100 Abzügen zu Mk 7.50, 1000 Abzügen zu Mk. 60.— vom **Verlag Arwed Strauch in Leipzig** zu beziehen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter, Berlin-Nordend (Post Niederschönhausen). Für die Anzeigen verantwortlich Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstr. 25. Verlag von Arwed Strauch in Leipzig. — Druck von W. Hoppe, Borsdorf-Leipzig.